

Unzüchtig

Peter Sloterdijk erweist der Diskussion um die Gentechnik einen Bären dienst

„Was der Philosoph ... zu Papier brachte, war keine Rede an die eigene Nation und auch keine Rede an ein künftiges Europa; es war ein mehrdeutiger, zugleich vorsichtiger und kühner Versuch des Autors.“ So ist in einer Art klammheimlicher Selbststilisierung des Autors *Peter Sloterdijk* über Martin Heidegger, den Autor des sogenannten „Humanismusbriefs“, in jenem in den letzten Wochen vieldiskutierten Vortragsmanuskript zu lesen. Einzig, das Publikum hat Sloterdijks Rede nicht als „kühn“ goutiert. Wobei zu differenzieren ist: Es waren weniger die Zuhörer bei jenem internationalen Symposium Mitte Juli im bayerischen Schloß Elmau, als unter dem Titel „Jenseits des Seins – Exodus from Being“ über das Philosophieren im Anschluß an Heidegger nachgedacht werden sollte, sondern mehr die deutschen Feuilletons, in denen der Text, noch bevor er allgemein zugänglich war, in der Folge eine veritable Debatte auslöste.

Erst eine Weile später konnte man nachlesen, was die Steine des Anstoßes waren: Sloterdijk, der seit langem für Sprachwitz und metaphernüberbordende Sprache bekannt ist, hatte sich in seinem Vortrag des Heideggerschen Schreibens angenommen und seinerseits einen Antwortbrief konzipiert. Nach dem Scheitern des klassischen Humanismus mit seinen Bildungsidealen genügten, so Sloterdijk, die von Heidegger vorgeschlagenen Wege nicht mehr. Vielmehr müsse man das Problem grundsätzlicher angehen. Mögen angesichts der Versuche, der Fragilität der humanistischen Ideale mit Heidegger beizukommen, bereits leise Zweifel angebracht sein, so sind sie es allemal, wenn nun Nietzsche ins Spiel gebracht wird. Eng an die Sprache des Botschafters eines Todes Gottes angelehnt, spielt Sloterdijk – um den „aktuellen

Verwilderungstendenzen beim Menschen Herr zu werden“ – mit den Wortfeldern „Zähmung“ und „Züchtung“. Dabei versteckt er seine Forderungen keineswegs nur zwischen den Zeilen, wenn die heideggersche „Lichtung“ „zugleich ein Kampfplatz und ein Ort der Entscheidung und der Selektion“ genannt oder „der Kampf zwischen den Kleinzüchtern und den Großzüchtern des Menschen“ als „der von Nietzsche postulierte Grundkonflikt aller Zukunft“ beschworen wird. Es ist kaum anders denkbar: Sloterdijk wußte um die Wirkung seiner Thesen und kalkulierte die Debatte voller Vorfreude ein. Natürlich wird seit längerem schon über das Können, Sollen und Dürfen im Zusammenhang mit der gentechnischen Forschung diskutiert. Der „Dämmerung eines Bewußtseins von Menschenproduktionen“ und den „Anthropotechniken“ als vermeintlichen Vorgaben für das heutige Denken hat Sloterdijk jedoch ein Pathos verliehen, mit dem er jede political correctness gezielt provozierte.

In den sich daraus entwickelnden, von der „Zeit“ bis zur Selbstverleugnung gepuschten Disputen um die Deutungshoheit in der philosophischen Öffentlichkeit wie den Feuilletons, einschließlich aller Beleidigungen und Unterstellungen, bestätigte auch Sloterdijk selbst seine vorgetragene Analyse, daß wir in einer „Erregungsdemokratie“ leben. Wie schon in der Diskussion um *Botho Strauß*‘ „Anschwellenden Bocksgesang“ und um *Martin Walsers* letztjährige Rede zur Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels (vgl. HK, Dezember 1998, 598) war der Faschismusvorwurf schnell bei der Hand. Sloterdijk reagierte mit der Semantik des islamistischen Fundamentalismus auf alle, die die *Jürgen Habermas* zugetraute Verschwörung und der Abgesang auf die „Kritische Theorie“ zum Widerspruch reizte.

Das Entscheidende an der Debatte sind jedoch weniger die innerintellektuellen Machtkämpfe, sondern ist die der Erregung zugrundeliegende Problematik.

Sloterdijks Beobachtung, daß es angesichts der neuen gentechnischen Möglichkeiten ein „Unbehagen in der Macht der Wahl“ gibt, trifft ja zu. Und wer wollte – abgesehen von einer Kritik an der Wortwahl – bestreiten, daß ein „Codex der Anthropotechniken“ dringend entwickelt werden muß, in dem dann freilich nicht nur Christen das Verbot verankert wissen wollen, daß es unter keinen Umständen – im landläufigen Sinne verstanden – „gezüchtete“ Menschen geben darf. Die jüdisch-christliche Tradition kennt nicht nur Tabus, sondern auch Argumente, wieso es für den Menschen nicht gut ist, sich selbst als Schöpfer zu inthronisieren. *Rüdiger Safranski* hat in diesem Zusammenhang zutreffend von einem „Menschenrecht auf Kontingenz“ gesprochen. Peter Sloterdijks Vortrag ist nicht einfach ein Plädoyer für Menschenzüchtung, wie zuweilen behauptet wurde. Aber er hat der notwendigen, von ihm selbst geforderten Diskussion um die Gentechnik mit seinen verworrenen, ironisch gebrochenen Forderungen einen Bären dienst erwiesen. Angesichts der nicht erst in einer fernen Zukunft zu klärenden Fragen sind vor allem eine solide Argumentation und eine klare Sprache vonnöten. Durch die momentane Kontroverse kann sich kein Biologe, kein Chemiker und kein Genforscher, dem an einer öffentlichen Diskussion seiner Tätigkeit liegt, weil er selbst unsicher ist, ob er soll, was er vermag, dazu ermutigt fühlen. S. O.

Spannungsvoll

Ein Brief des Jugendbischofs zu Fragen der Sexualität und Sexualpädagogik

Schade! Unter „normalen“ Umständen hätte dieser Brief bei seiner Veröffentlichung mehr Aufmerksamkeit erlangt. Und er hätte diese auch, seines Stils

ebenso wie seiner Inhalte wegen verdient. „Jugendbischof“ *Franz-Josef Bode* hat an die Verantwortlichen in der kirchlichen Jugendarbeit, Haupt- wie Ehrenamtliche, geschrieben. Und das Thema, das der Osnabrücker Bischof darin angesprochen hat, ist sonst allemal für Schlagzeilen gut: Es geht um Sex, die Jugend und die Kirche, einen ebenso prominenten wie latenten kirchlichen Konflikt her also. Die Auseinandersetzungen über den Verbleib der katholischen Schwangerschaftsberatungsstellen im gesetzlichen System haben das Schreiben aber ganz in den Hintergrund gedrängt.

Der Vorsitzende der Jugendkommission der Bischofskonferenz wird darüber jedoch kaum allzu betrübt sein. Er will diesen Brief zu „einigen Fragen der Sexualität und Sexualpädagogik“ als Beginn eines Dialogs, eines gemeinsamen Lernprozesses verstanden wissen. Bewußt habe die Jugendkommission auf ein katechetisches Lehrschreiben zu diesem, wie es im Brief selbst vorsichtig diplomatisch heißt, „komplexen Handlungsfeld kirchlicher Jugendarbeit“ verzichtet. Ausdrücklich werden die programmatisch als „Wegbegleiter und Wegbegleiterinnen“ angesprochenen Jugendseelsorger, pastoralen Mitarbeiterinnen, Erzieher, Lehrerinnen und Eltern zu Rückmeldungen aufgefordert. Ein Entwurf des von einer Gruppe unter Leitung des Hamburger Weihbischofs *Hans-Jochen Jaschke* erarbeiteten Textes war bereits bei der diesjährigen Frühjahrsvollversammlung der Bischofskonferenz in Lingen diskutiert worden. In Fulda ist er nun einstimmig verabschiedet worden. Dies komme, kommentierte Bode zufrieden, eher selten vor.

Bemerkenswert an dem Brief ist besonders die Gliederung des Textes. Sein eigentlicher Anfang, nach einer etwas umständlichen und allgemeinen Einführung zum christlichen Verständnis von Sexualität, Liebe, Partnerschaft und Zölibat, ist überschrieben „Wir nehmen wahr“. Und am Ende dieses Abschnitts steht als Fazit und Selbstverpflichtung:

„Sorgfältiges Wahrnehmen der Situation gehört zu den Grundvoraussetzungen einer kirchlich verantworteten Sexualpädagogik im Handlungsfeld Jugendarbeit. Nur auf dieser Grundlage ist eine differenzierte ethische Beurteilung möglich.“ Wie repräsentativ etwa die unter anderem diagnostizierte wachsende Wertschätzung für „voreheliche Enthaltbarkeit“ ist, mag dahingestellt bleiben.

Dabei geht es dem Jugendbischof nicht allein darum, die Erfahrungen der Jugendlichen, ihre „Suchbewegungen“ als Ausgangspunkt kirchlicher Sexualpädagogik einzuschärfen oder den lebendigen, zwangsläufig Scheitern wie Gelingen einschließenden Prozeß der Entwicklung der jugendlicher Sexualität zu betonen. Offensichtlich ist er auch bemüht, Vorurteile zu zerstreuen, wie sie in kirchlichen Kreisen weit verbreitet sind, etwa das „der Leichtfertigkeit des Umgangs Jugendlicher miteinander“.

Das Positive im Sexualverhalten heutiger Jugendlicher soll zuerst wahrgenommen werden: beispielsweise die hohen Ansprüche und Erwartungen, die die Jugendlichen selbst an ihre Beziehungen stellen, gerade was Treue und Verbindlichkeit, Vertrauen, Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit betrifft.

„Wir freuen uns“ ist so bezeichnenderweise das zweite Kapitel des 19seitigen Briefes überschrieben. Freuen sollen sich die für die kirchliche Sexualpädagogik Verantwortlichen etwa an dem enthusiastischen Vertrauen der Jugendlichen in die Liebe, das allerdings auch problematische Idealisierung und Überforderung mit sich bringen kann. Und wo bestimmte Verhaltensweisen und Entwicklungen dem christlichen Sexualitäts- oder Eheverständnis zu widersprechen scheinen, soll wie im Fall der vorehelichen oder außerehelichen Lebensgemeinschaften zuerst nach den Motiven für dieses Verhalten gefragt werden.

Selbstverständlich spricht der Brief auch all die Ambivalenzen und Gefahren, die negativen Einflüsse auf das Sexualverhalten der Jugendlichen an. So beklagt Bode eine zunehmende Ba-

nalisation und Instrumentalisierung der Sexualität, ihre Vermarktung. Die Jugendlichen stünden unter einem höchst problematischen Konformitäts- und Anpassungsdruck. Die häufig sehr frühen sexuellen Kontakte hingen auch mit fehlender Zuwendung in den Familien zusammen.

Sensibel und zurückhaltend werden Aufgabe und Rolle der kirchlichen Sexualpädagogik und Jugendpastoral beschrieben. „Behutsame Helfer“ sollen sie sein, die Jugendseelsorger, Erzieherinnen und Lehrer, „werbend und überzeugend“, nicht warnend und mahnend die kirchliche Sichtweise vorstellen. Wertvorstellungen des Glaubens gelte es differenziert und authentisch zu vermitteln. Eine angemessene, eine „gute Sprache“ hierfür müsse noch gefunden werden.

Besonders aber solle das ganze sexualpädagogische Engagement auch zu einer „Suchbewegung“ nach dem Führen, was junge Menschen der Kirche zu sagen haben: „Um einen neuen Zugang zu den Menschen unserer Zeit zu finden, muß die kirchliche Verkündigung über Sexualität, Ehe und Familie ihre Erfahrungen ernst nehmen.“ Allerdings bleibt offen, welche konkreten Konsequenzen sich aus diesem hohen Anspruch ergeben könnten.

Mehrfach betont der Jugendbischof, daß er um die Probleme und Schwierigkeiten weiß, die der Job für die Adressaten bedeutet: Offensiv spricht er den „Graben“ zwischen kirchlichen Normen und dem tatsächlichen Verhalten, den alltäglichen Lebenserfahrungen von Jugendlichen an. Als orientierende Institution habe die Kirche in diesem Bereich enorm an Glaubwürdigkeit und Vertrauen eingebüßt; die Verletzungen durch eine frühere kirchliche Sexualerziehung mache Jugendliche und Erwachsene nach wie vor skeptisch gegenüber der kirchlichen Sexuallehre. „Wir wissen um die Schwierigkeiten, ohne die Spannungen aufheben zu können“, solidarisiert sich der Jugendbischof mit den Frauen und Männern der Praxis.

Diese Spannungen führen aber auch zu Formulierungen in diesem Brief, die in ihrer Verlegenheit erst recht auf den Spagat verweisen, den alle Verantwortlichen in diesem „komplexen Handlungsfeld kirchlicher Jugendarbeit“ zu bestehen haben. So heißt es reichlich unbeholfen: „Wir laden dazu ein, die Normen der Sexualität und Ehe, zu Elternschaft und Empfängnisverhütung, zur vorehelichen Sexualität, zur Homosexualität, zur Selbstbefriedigung im Kontext der biblischen Weisungen und Einladungen zu sehen und sie in verständnisvoller Sicht aufzunehmen.“ Oder: „Spannungen zwischen dem, was das eigene Verhalten bestimmt und einem selber plausibel erscheint, und der Lehre der Kirche müssen eine Herausforderung bilden.“

Gleichviel hat der Jugendbischof mit seinem Brief und der Suche nach einem neuen Stil in der Auseinandersetzung um die kirchliche Sexualpädagogik Mut bewiesen. Denn an die von ihm eingeforderte Offenheit und Sensibilität gegenüber den Erfahrungen der Jugendlichen, dem Prozeßhaften in ihrer sexuellen Entwicklung wird man ihn erinnern. Spätestens dann, wenn die „nicht aufzuhebenden Spannungen“ und „Herausforderungen“ zu – wie etwa im Fall des nach allzu offener Kritik an der kirchlichen Sexuallehre entlassenen Münchner Stadtjugendpfarrers *Albert Bauernfeind* – handfesten Konflikten zwischen einzelnen Bischöfen und Verantwortlichen in der Jugendpastoral führen. A. F.

Noch offen?

Bischofskritik am Netzwerk Diakoniat der Frau

Kaum eine kirchliche Versammlung trat in den letzten Jahrzehnten in Deutschland zusammen, ohne daß sich für die Zulassung von Frauen zum

Diakoniat ausgesprochen hätte. Eines der ersten greifbaren Ergebnisse der Überlegungen zum Diakoniat der Frau war vor zweieinhalb Jahren die Bildung des sogenannten „Netzwerkes Diakoniat der Frau“. In jene Zeit fiel auch der viel beachtete Stuttgarter Kongreß zum Frauendiakoniat unter der Leitung des Tübinger Dogmatikers *Peter Hünermann* (vgl. HK, Mai 1997, 248 ff.). Der Verlauf des Kongresses ist unterdessen in Buchform nachzulesen (Diakoniat. Ein Amt für Frauen in der Kirche – Ein frauengerechtes Amt? Ostfildern 1997).

In eine neue Phase sind die Aktivitäten des Netzwerkes in diesem Herbst getreten. Ein Ausbildungskonzept wurde in der Zwischenzeit erarbeitet, ein erster Diakonatskreis für Frauen zusammengestellt. 14 Frauen trafen sich im September ein erstes Mal. Bis Mai 2001 werden sie sich durch ein nach den drei Grundfunktionen von Gemeinde (Diakonia, Martyria, Leiturgia) gegliedertes Programm hindurcharbeiten. Das Besondere dieser Ausbildung: Die Teilnehmerinnen bereiten sich auf die Ausübung eines kirchlichen Amtes vor, das es noch gar nicht gibt. Mehr noch: Von dem bislang nicht einmal absehbar ist, ob es dies je geben wird.

Um eine breite Abstützung des Ausbildungsganges war das Netzwerk bemüht: Peter Hünermann, bereits einschlägig engagiert im Zusammenhang mit dem Ständigen Diakoniat der Männer, gehört dem Vorstand an. Der baden-württembergische Ministerpräsident *Erwin Teufel* und seine Kultusministerin *Annette Schavan* übernahmen die Schirmherrschaft. Leitung und Geistliche Begleitung liegen in der Hand von vier Theologinnen, unter ihnen die Generalsekretärin der Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands (VOD), *Basina Kloos*, sowie die Ordensfrau und Moraltheologin *Benedikta Hintersberger*.

Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, der Mainzer Bischof *Karl Lehmann*, ließ es sich nicht neh-

men, die Dissertation der Vorsitzenden des Netzwerkes, der Münsteraner Theologin *Dorothea Reininger*, auf einer Pressekonferenz im Anschluß an die Fuldaer Vollversammlung wärmstens zu empfehlen; zur Buchveröffentlichung steuerte er ein „Geleitwort“ bei (Dorothea Reininger, Diakoniat der Frau in der Einen Kirche. Die christliche Ökumene und ihr Beitrag zur römisch-katholischen Diskussion, Ostfildern 1999).

Prominente Unterstützung dieser Art konnte jedoch nicht verhindern, daß das Netzwerk unterdessen massive Kritik auf sich zog. Im Mittelpunkt steht die Frage, inwieweit das Thema Frauendiakoniat vom kirchlichen Lehramt her als noch nicht entschieden oder eben doch entschieden betrachtet werden kann.

Der Kölner Kardinal *Joachim Meisner* machte sich unlängst zum Sprecher einer Position, die die Frage des Frauendiakonates für nicht offen bzw. nicht entschieden hält. In einer eigenen Stellungnahme argumentiert er, die Frage des Frauendiakonats sei im päpstlichen Schreiben „*Ordinatio sacerdotalis*“ gewissermaßen bereits mitentschieden. Wer zum Diakon geweiht werde, habe Teil an ein und demselben kirchlichen Amt: „Wenn also Frauen zu Diakoninnen geweiht würden, gäbe es auch gegen die Priesterweihe von Frauen keinerlei theologische Handhabe mehr, sondern allenfalls noch disziplinäre“; dies aber habe der Papst in „*Ordinatio sacerdotalis*“ „definitiv und verbindlich ausgeschlossen“.

Dem Netzwerk selbst ruft er zu, es gebe in der Kirche keine Sendung, „zu der man sich selbst sendet“. Erwin Teufel und Annette Schavan hält er entgegen, ob Frauen zu Diakoninnen geweiht würden, sei einzig und allein Angelegenheit des kirchlichen Lehramtes.

Bei aller offensichtlichen Schärfe, die diese Stellungnahme offenbart, die Lage ist vielstimmiger als sie vermuten lässt. Auch unter anderen Bischöfen bestehen zwar Vorbehalte gegenüber dem Netz-